

KULTUR & MEDIEN

Filmreisen durch Licht und Tod

In Nyon sind am Samstag die sechsten «Visions du réel» mit der Preisheftung für Johan van der Keuken zu Ende gegangen. Eine Auszeichnung, die nicht ganz der Wirklichkeit des Festivals entspricht.

Von **Nicole Hess**

Die «Visions du réel» gelten als Wunderkind unter den Schweizer Filmfestivals. Seit sie vor sechs Jahren neu konzipiert wurden und unter der Leitung von Jean Perret und Gabriela Bussmann eine äusserst charmante Note erhalten haben, sind sie mit lobenden Kritiken, Anerkennungen und Preisen nur so überschüttet worden. Und tatsächlich: Kein anderes Schweizer Festival verfügt über ein Zentrum von so circensischem Zauber, wie es die Usine à Gaz zu bieten hat; kein anderes Festival zieht ein künstlerisch und politisch derart engagiertes Filmvölklein an; kein anderes Festival schliesslich kann es sich leisten, für die Programmierung primär formale Kriterien geltend zu machen. In Nyon, das weiss man, soll der künstlerische Dokumentarfilm im Mittelpunkt stehen, trotz oder gerade wegen seiner Abgrenzungsschwierigkeiten gegenüber kommerziellen Formen und der televisionären Vermarktung.

Auf diesem Hintergrund überrascht es wenig, dass der grosse Preis des Festivals dieses Jahr an Johan van der Keuken mit «De grote vakantie» (Die grosse Reise) ging, den niederländischen Meister, dessen subtil dokumentierte eigene Krankheitsgeschichte die «Visions du réel» eröffneten. In einer Mischung aus spontan gefilmten Aufnahmen, die auf ausgedehnten Reisen durch Asien, Afrika und Amerika entstanden, nachdem er 1998 eine Krebsdiagnose erhalten hatte, und wunderbar inszenierten Stills aus seiner Amsterdamer Wohnung, zeichnet Van der Keuken den Weg einer Heilung. Was bei andern leicht peinlich wirken könnte, weil es allzu selbstverliebt oder weinerlich gehalten ist, wird bei ihm zu einer Reise von existenzieller Tragweite. In Bildern von grossem Assoziationsreichtum spannt er Bögen zwischen Geburt und Tod und erklärt das Leben zum Fest.

Lichtspuren im Dunkeln

Einen ähnlichen Willen zur Gestaltung, der dem Licht, dem Rhythmus oder der Kamera einen starken und eigenständigen Part zuhört, sah man an den diesjährigen «Visions du réel» nur selten. Etwa noch beim Schweizer Duo Dieter Fahrner & Bernhard Nick, das in «Jour de nuit» den Versuch unternimmt, dem Wesen des Lichts auf die Spur zu kommen und dabei in ein Bilduniversum führt, in dem farbige Lichtpunkte tanzen, sich Lichtkegel ins Dunkel eingraben und Scheinwerfer einen Weg durch die Finsternis bahnen. Doch die Verflechtung des meditativen Ansatzes mit der Geschichte von je einem sehenden, halb blinden und blinden Menschen sowie Tanz- und Theater-

performances verliert sich zum Schluss in aufgesetzter Poesie. Man merkt die Absicht und ist verstimmt.

Wirklich packend – und das ist doch erstaunlich – waren hingegen ein paar recht konventionell konzipierte Produktionen. Der Deutsche Thomas Heise etwa schaffte es, auf der Basis von Interviews und Beobachtungen ein Porträt (ost-)deutscher Befindlichkeit zu zeichnen, das höchst beunruhigend wirkt. Ausgehend von einer jungen, verwitweten Frau mit zwei Kindern, die im heutigen Gettoquartier Halle-Neustadt aufgewachsen und da geblieben ist, macht er sich in «Neustadt» auf die Suche nach den Wünschen, Hoffnungen und Visionen ihrer Generation – und konstatiert nur wunschloses Unglück. «Es könnte alles ein bisschen besser sein», sagt einer ihrer Brüder müde; die Antworten, die der Regisseur im weiteren Familienkreis, in den Kneipen und auf der Strasse auf seine direkt gestellten Fragen nach dem Stand der Dinge in der ehemaligen DDR-Vorzeigestadt erhält, sind ebenso abgebrüht. Es sind Zeugnisse finanzieller Abhängigkeit, von Alkoholproblemen, Arbeitslosigkeit, Drogenproblemen, Fremdenhass, Gewalt und Schulden.

Vitale Realität

Dem deprimierenden Realismus, der sich bei Heise über eine nüchterne Kamera und eine analysierende Montage äussert, standen – besten Dank! – auch ein paar hoffnungsvollere Projekte gegenüber. So etwa die kleine Videoproduktion «Zinat, a special day» des Iraners Ebrahim Mokhtari über die 33-jährige Iranerin Zinat, die sich 1998 bei den ersten freien Gemeindevahlen in ihrem Dorf zur Wahl stellte – und nach Kämpfen und Intrigen tatsächlich gewählt wurde; eine Frau, deren Lebensweg, rhetorische Brillanz und menschliche Stärke beeindruckten.

Ein eigentliches Wunder, was die Wucht der Inszenierung anbelangt, war am Freitag zu später Stunde «Les bas-fonds» der Walliserin Denise Gilliard, die sich mit Filmen wie «Mon père, cet ange maudit» oder «Femme du no future» in der Schweizer Szene bekannt gemacht hat. Ihr neuer Film, in Nyon uraufgeführt, dokumentiert die Erarbeitung und Auf-

führung eines Stückes von Maxim Gorki durch eine Gruppe obdachloser Menschen in Paris. Bewusst klammert die Autorin das Davor und Danach ihrer Schicksale aus. Wir erleben die Männer und Frauen, wie sie sich, von Regisseur Serge Sándor angeleitet und provoziert, ihre Rollen erarbeiten; wir erfahren in Gesprächen und im Bild, was das Rollenstudium mit ihnen anstellt; wir nehmen Spannungen wahr und erleben Ausbrüche – und nach 80 Filmminuten fühlt man sich wie neu geboren durch die enorme Energie, die im Gruppenerlebnis freigesetzt wurde. Selten hat jemand den kreativen Prozess, der sich im Individuum und im Ensemble vollzieht, sowie seine Rückwirkungen auf die Persönlichkeit filmisch vitaler einfangen können.

Dass sich die Qualität eines Dokumentarfilms – und das gilt insbesondere für das Filmporträt – daran bemisst, in welchem Masse er für die Protagonisten zu begeistern vermag, ist eine Binsenwahrheit. Wie schmal jedoch der Grat zwischen Glück und Missglücken des Unterfangens ist, machten in Nyon verschiedene kürzere und längere Beiträge deutlich. Der Welsche Daniel Schweizer («Skin or die») etwa rückt in «Heldorado» die Genfer Hausbesetzerszene ins Bild und porträtiert einige ihrer Mitglieder. Er ist ihnen mit der Handkamera auf den Fersen, erlaubt Einblicke in ihr biederer Zuhause – Sofa, Fernseher und Bier gesellen sich da wie selbstverständlich zu Piercing und Irokesenschnitt –, und trotzdem bleiben uns die Menschen in ihrer ästhetisiert dargestellten Wirklichkeit fremd.

Während Schweizer, vermutlich aus Sympathie, seinen «Helden» nicht so recht auf den Leib rücken mag, versieht der Deutsche Gerd Kroske («Kehrein, kehraus») in seinem Boxerporträt «Der Boxprinz» seine Aufgabe genau umgekehrt: Schonungslos lässt er den deutschen Boxer Norbert Gruppe, der nach reichlichen Alkohol- und Drogenexzessen keinen geraden Satz mehr über die Lippen

bringt, sich vor der Kamera entblößen; ohne Rücksichten bringt er Kollegen aus dem Hamburger Milieu in ihrer geistigen Beschränktheit zum Babbeln – man amüsiert sich, man lacht und weiss gleichzeitig, dass hier einer blossgestellt wird.

Grenzerfahrungen

Ungleich feinsinniger und auch witziger ging da die Engländerin Molly Dineen zu Werk, die für Channel 4 eine fünfteilige Serie über Ex-Spicegirl Geri Halliwell realisiert hat. Das Resultat ihrer intimen Kameraführung ist ein faibles: «Geri» erhält einerseits Raum, sich durchaus sympathisch in einer Welt aus mädchenhaften Träumen, Imageproblemen und Glamour darzustellen; auf der andern Seite ist die Regisseurin, die hinter der Kamera gleichsam als Vertraute agiert, auch kritisch genug, um heikle Fragen zu stellen und trübe Kommentare zu platzieren. Was ihre

Zwiesprache am Ende sichtbar macht, ist das Brimborium einer Märchenprinzessin, hinter deren Fassade sich eine bestürzende Leere manifestiert.

Die Bilanz der diesjährigen «Visions du réel» ist gemischt. Sie könnte, gerade weil die formal innovativen Filme weitgehend ausblieben, für das Festival aber Anlass sein, seine Ausrichtung und Konzeptionierung zu überdenken. Vielleicht war es nur der Jahrgang, der einen künstlerischen Aufbruch vermissen liess; vielleicht ist es ein Zeitphänomen, dass Inhalte wieder stärker in den Vordergrund treten. Fest steht, dass mit 130 programmierten Filmen und einem zusätzlichen Kinosaal auf Rädern – dem Cinémobil – nun eine Kapazitätsgrenze erreicht ist, die dem Festival nicht nur gut bekommt. Bei der parallelen und sich teilweise überschneidenden Programmierung fielen so Filme durch die Maschen, die es eigentlich nicht dürften. Hans-Ulrich Schlumpfs Goldgräber-Recherche «Die Schwalben des Goldrauschs», zwischen zwei Blöcken angesetzt, war nur ein Beispiel.

Selten ist der kreative Prozess in einem Film so vital eingefangen worden wie in Gilliards «Les bas-fonds».